

KORRESPONDENZ

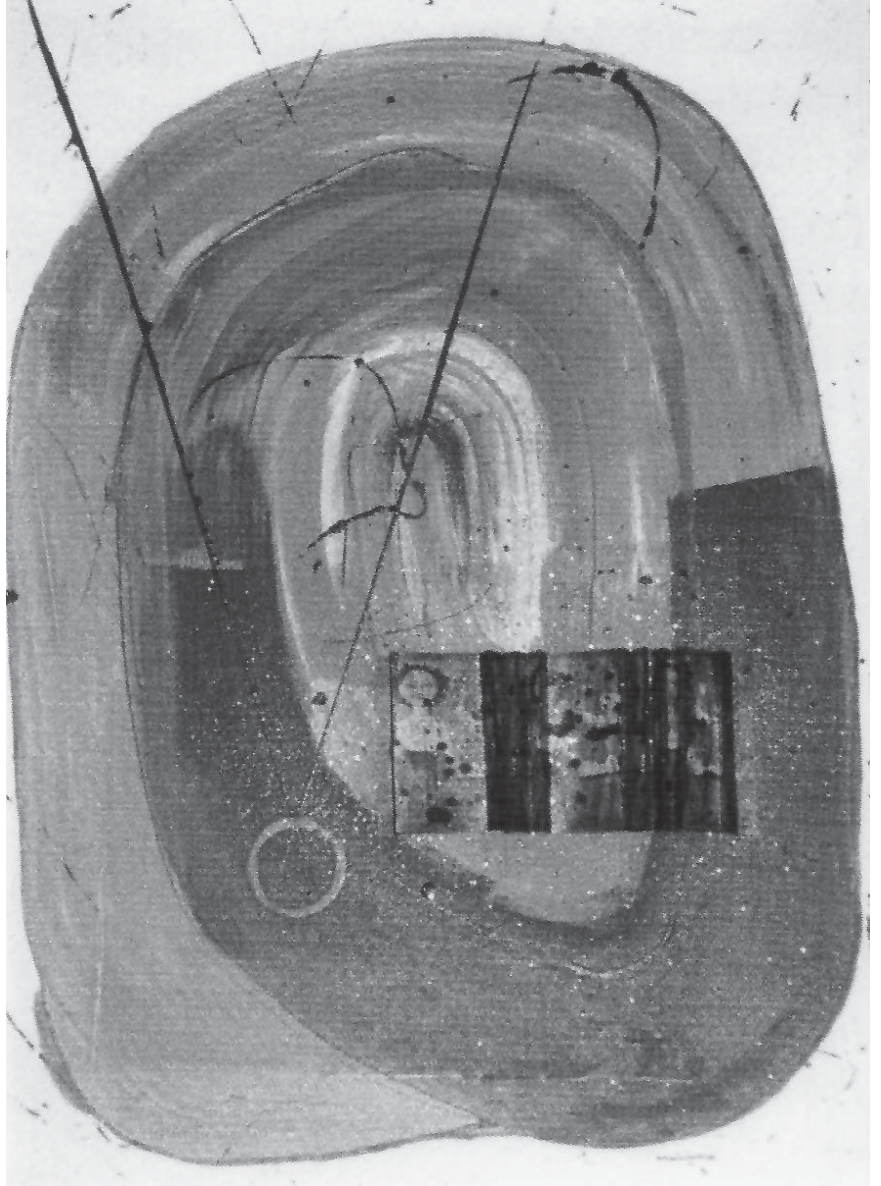
1301

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



10. November 2010

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Norbert Matern

Haus mit vielen Hütern

Vertriebene und jene, die mehr von ihnen wissen und wissen wollen,
fühlen sich im Münchner Haus des Deutschen Ostens daheim 3

Ein Geworfener, der sich immer wieder auffängt

Er blickt zurück auf 70 Jahre der Begeisterungsfähigkeit und der Enttäuschung,
Enttäuschtheit aber ist ihm fremd: Ingmar Brantsch 4

Wolfgang Stribrny

Hussinetzer spüren Hussitten nach

Gelehrte und Interessierte beschäftigten sich auf einer Tagung
mit den tschechisch geprägten evangelischen Exulanten in Preußen 7

Arkadiusz Luba

Der Mensch ist kein Ausstellungsstück

Wenngleich die Geschichte ihn selten als Subjekt behandelt,
sollte deren museale Darstellung es versuchen 9

Avram Rotenberg

„Abends auf dem Berg“ am Rhein

Der Deutsch-Rumänische Kulturkreis in Köln beschäftigt sich
mit rumänischer Lyrik, aber auch mit ganz und gar Unlyrischem 11

Bücher und Medien

Jahrbuch Weichsel–Warthe 14

Konrad Hartelt: Der Kapitelsvikar des Erzbistums Breslau Gerhard Schaffran
(*Hans-Ludwig Abmeier*) 15

Literatur und Kunst

Johannes Rasim

„Landnahme“ im Allgäu

Bei den Wangener Gesprächen kreist seit 60 Jahren das schlesischen
„Zauberwort“ des Joseph von Eichendorff 17

Dietrich Pätzold

Ihr Ernst gönnt sich keine Metaphern

Renata Schumann erhält den Andreas-Gryphius-Preis 19

Anfassen, Auffassen

Gabriele Hornig über ihr Verständnis von Kunst 21

Jörg Bernhard Bilke

Welt(kriegs)bürger

Warum Harry Mulisch kein deutscher Schriftsteller war 23

KK-Notizbuch

23

Wo ist das Detail, in dem er steckt? „Diabolo“ von Gabriele Hornig

Bild: vgl. Seite 21

Haus mit vielen Hütern

Vertriebene und jene, die mehr von ihnen wissen und wissen wollen,
fühlen sich im Münchner Haus des Deutschen Ostens daheim

„Das Münchner Haus des Deutschen Ostens hat seinen Platz in der Kulturlandschaft des Freistaats gefunden“, stellte Professor Manfred Kittel beim Festakt zu dessen 40jährigem Jubiläum im Bayerischen Landtag fest. Kittel, Direktor der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, ist zugleich Vorsitzender des Beirats des HDO, dessen Gründung einst fast einstimmig im Bayerischen Landtag beschlossen worden war. Es galt als Geschenk des Freistaats an seine vertriebenen Mitbürger und gehört seitdem zum Staatsministerium für Arbeit, Soziales, Familie und Frauen.

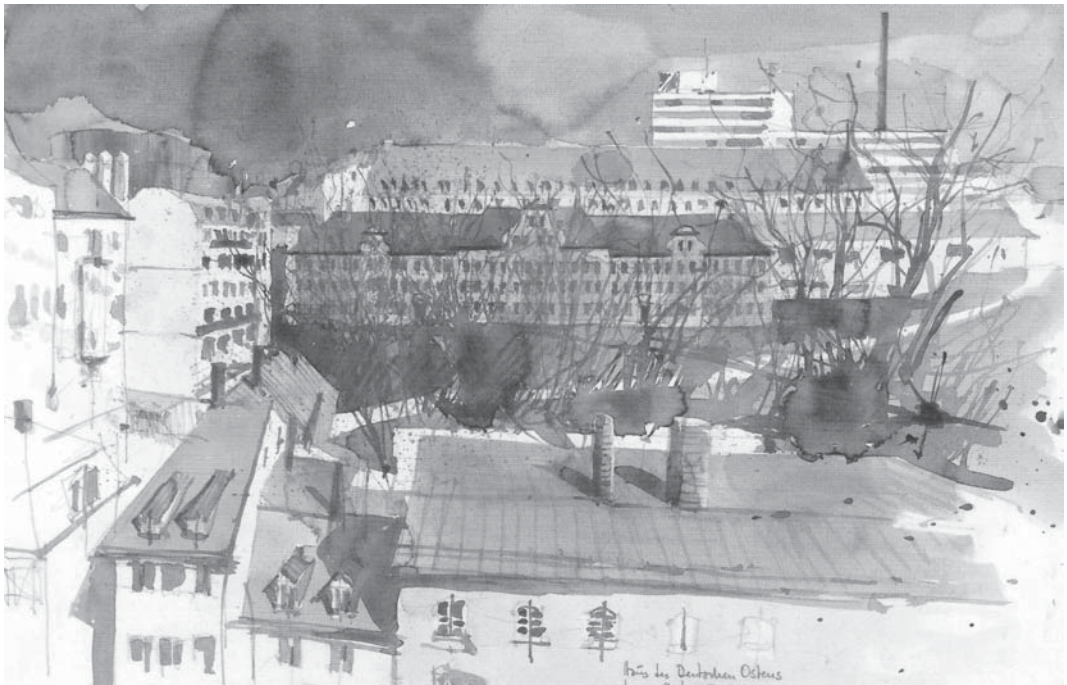
Die Ministerin Christine Haderthauer bekannte sich denn auch zur Aufgabe des HDO, Leid und Kultur der Heimatvertriebe-

nen im öffentlichen Bewußtsein lebendig zu erhalten und als Beratungs- und Bildungsstätte zu wirken. „Vertreibung ist Teil unserer gemeinsamen Geschichte“, sagte sie.

Landtagspräsidentin Barbara Stamm, einst als Ministerin selbst zuständig für das HDO, nannte es Brücke zu den östlichen Nachbarstaaten in gesamteuropäischer Verantwortung und zugleich ein Stück Heimat für die Vertriebenen. Besonders herzlich empfangen wurde Ministerialdirektorin Ingeborg Berggreen-Merkel vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Sie überbrachte die Grüße der Bundesregierung und erinnerte an den Satz des bayerischen Ministerpräsidenten Seehofer, daß Bayern stets an der Seite der Vertriebenen stehe.

*Nicht hoch über den Dächern Münchens, aber ein markantes Dach für Münchner Kultur
im Mittelpunkt des Aquarells von Jürgen Mayer-Andraeus*

Bild: HDO



Die Kultur der Heimatvertriebenen, so Ingeborg Berggreen-Merkel, sei Erbe aller Deutschen, das der jungen Generation besonders durch den vom HDO betreuten erfolgreichen und nun auch grenzüberschreitenden Schülerwettbewerb „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ vermittelt werde.

Das Thema Zentrum gegen Vertreibungen sprach Landrat Christian Knauer, der Landesvorsitzende des BdV Bayern, an, der sein Büro im HDO hat: „Wir Heimatvertriebenen verstehen die gegenwärtige Diskussion in unserem Lande nicht. Wir wollen keine Gräben aufreißen, müssen aber stets daran erinnern, daß Vertreibung kein Mittel der Politik sein darf. Derzeit sind weltweit dreimal so viele Menschen auf der Flucht wie bei Kriegsende in Deutschland.“

In seinem außerordentlich fundierten und engagierten Festvortrag beleuchtete Direktor Ortfried Kotzian Motive und Motivationen seines Hauses auch in der zeitgeschichtlichen Wahrnehmung. Was ist der Osten, wie empfinden ihn die Deutschen durch die nach

der Wende erfolgte geistige Verschiebung nach Westen? Ostdeutschland ist an die Stelle von Mitteldeutschland getreten. Manchmal scheine es ihm, als schätzten ausländische Wissenschaftler bis hin nach Japan das HDO und seine große Spezialbibliothek mehr als die Inländer. Was leistet das Haus des Deutschen Ostens im Umgang mit Leid, Schuld und Sühne? Kotzian erinnerte an die grenzüberschreitende Friedensarbeit, die Unterstützung deutscher Minderheiten, die Betreuung von Begegnungstätten in Allenstein/Olsztyn, Fünfkirchen/Pécs und Odessa.

Gerade rechtzeitig zum Jubiläum 2010 erschien die überarbeitete Fassung der an der Universität Augsburg entstandenen Magisterarbeit der Polin Katarzyna Woniak, „Der Beitrag des Hauses des Deutschen Ostens in München zur Verständigung zwischen Deutschen und Polen“, zu beziehen über das Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München.

Norbert Matern (KK)

Ein Geworfener, der sich immer wieder auffängt

Er blickt zurück auf 70 Jahre der Begeisterungsfähigkeit und der Enttäuschung, Enttäuschtheit aber ist ihm fremd: Ingmar Brantsch

Der Schriftsteller und Journalist – als solcher den Lesern der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ wohlbekannt – wurde 1940 im siebenbürgischen Kronstadt/Brasov geboren und arbeitete nach dem Studium der Germanistik und Rumänistik bis zu seiner Ausreise 1970 als Lehrer und Redakteur. In Deutschland ergänzte er seine Studien und war bis zur Rente Lehrer in Gymnasien und in einer Kölner Justizvollzugsanstalt, zugleich jedoch als Literaturkritiker und Autor von Bücher vor allem essayistischen Anspruchs produktiv. Seine 2009 erschienene Autobiographie trägt den Titel „Ich war kein Dissident“. Das war diesmal nicht unsere Frage.

KK: Sie stammen vom südosteuropäischen Rand, Sie sind als Lehrer in „Randbezirken“ der deutschen Gesellschaft herumgekommen, Sie haben als Publizist stets mit randständiger deutschsprachiger Literatur zu tun

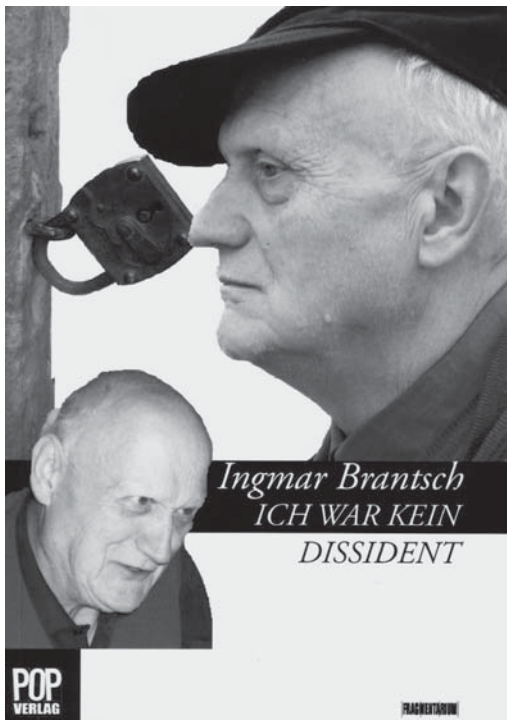
gehabt, wird das im Laufe eines Lebens zur Berufung?

I. B.: Von meiner philosophischen Ausbildung her habe ich mich im Ostblock mit Marx

auseinandersetzen müssen, im Westen habe ich mich freiwillig mit dem Existentialismus, vor allem mit der Lehre von Heidegger, aber auch mit der von Sartre und Jasper befaßt. Den Zustand, den Heidegger mit dem Grundbegriff des „Geworfenseins“ bezeichnet hat, erlebe ich dauernd als Randösterreicher aus Siebenbürgen. Meine Großmutter väterlicherseits war eine Landlerin, eine jener wegen ihres protestantischen Glaubens nach Siebenbürgen, ins österreichisch-ungarische Sibirien, Verbannten. Heideggers „Geworfensein“ empfinde ich politisch als Herausforderung, sich zur Mitte durchzukämpfen, die ich allerdings persönlich nicht so sehr politisch, sondern vor allem existentialistisch auffasse. Jeder Rand ist für mich eine Aufforderung, zur Mitte zu streben.

Welches Gewicht messen Sie der rumänischen Kultur und Literatur in Ihrer intellektuellen Prägung bei, und was hat über den Abschied von dort hinaus Bestand gehabt?

In zwei Hypostasen, aber immer sich selber treu: der Autor auf dem Umschlag seiner Autobiographie



tuellen Prägung bei, und was hat über den Abschied von dort hinaus Bestand gehabt?

Da mich meine Mutter zum Juristen machen wollte, habe ich ein rumänisches Abitur abgelegt und bin natürlich von dem rumänischen Gymnasium geprägt, um so mehr, als mein rumänisches Gymnasium, das „Andrei Saguna“ in Kronstadt, betont das rumänische Nationalbewußtsein pflegte. Ich bin in dem Geist erzogen worden, in der Nachfolge Roms zu stehen in aller Komplexität einschließlich spätrömischer Dekadenz mit Brot und Spielen, vor allem aber weltoffen für jede andere Kultur. Mit dieser Ausbildung bin ich in Köln, der nördlichsten Stadt Italiens, wie man es scherzeshalber nennt, richtig gelandet, wenn auch nicht besonders weich. Von der rheinischen Fröhlichkeit trennt mich allerdings die Lebenseinstellung von Arthur Schopenhauer, dem Lieblingsphilosophen des rumänischen Nationaldichters Mihai Eminescu. Diesem zuliebe wurde Schopenhauer selbst im doktrinären sozialistischen Kulturbetrieb Rumäniens mit Samthandschuhen angefaßt, also zwar als pessimistisch kritisiert, gleichzeitig aber auch als Menschenfreund anerkannt. Schopenhauer hatte nämlich gelehrt, daß der Zerstörungswille, der Wille zum Leben, durch die Nächstenliebe überwunden werden kann, und sich somit als solidarischer Nächstenliebhaber zu erkennen gegeben. Beide Grundüberzeugungen gelten für mich bis heute.

Sind Sie ein deutscher Schriftsteller? Waren Sie es schon in Kronstadt, in Bukarest? Oder ist und bleibt man ein Siebenbürger Sachse, ob in Kronstadt, in Bukarest oder in Köln?

Alle in deutscher Sprache Schreibenden aus dem ehemaligen Ostblock, mit Ausnahme vielleicht der Rußlanddeutschen, sind Randösterreicher. Die Siebenbürger Sachsen, zu denen ich mich zu drei Vierteln zähle, da meine Großmutter väterlicherseits ja eine waschechte Österreicherin war, sind auf ihre Art auch Randösterreicher, wenn auch et-

was schwermütig, vielleicht sogar schwerfällig, aber auf jeden Fall dem Leben gegenüber aufgeschlossen – auch seinem Widersinn.

Die Banater Schriftsteller aus der Generation der fünfziger Jahre haben in ihren durch Alter, politische Einstellung und ästhetische Vorstellungen bedingten Konfrontationen mit den eigenen Landsleuten stets auf das Argument zurückgegriffen, sie seien deutsche Schriftsteller. Waren sie das, sind sie es heute, sind die es, die heute in Rumänien Deutsch schreiben?

Die Banater Schriftsteller aus der Generation der fünfziger Jahre, auch bekannt als Aktionsgruppe Banat, haben meiner Erfahrung nach zwei Flügel: einen dogmatisch-ideologischen, vulgärmarxistischen, der Ceausescu links überholen wollte, und einen eher existentialistisch-materialistischen, der schwer an der unerfüllbaren Utopie des Sozialismus zu knacken hatte und daran zugrunde ging oder bis heute darunter leidet oder aber alles einfach ins literarisch-ästhetisch Handwerkliche sublimiert hat, wie Gerhardt Csejka, der ein genialer Übersetzer geworden ist. Sie sind keineswegs „großdeutsche“ Schriftsteller, wie sie vielleicht vermeinen, sondern sie sind kleindeutsche Provinzautoren, die sich aus Minderwertigkeitskomplexen „großdeutsch“ gebärden. Dafür sind die in Rumänien verbliebenen Autoren wie Eginald Schlattner, Joachim Wittstock, Hans Liebhardt zwar Autoren der Provinz, aber mit einem Blick für das europäisch Wesentliche. Und es ist kein Wunder, daß die Romane von Eginald Schlattner verfilmt werden und nicht die von irgendwelchen Aktionsgrüpplern. Herta Müller ist ein Kapitel für sich, sie gehörte nie zur Aktionsgruppe.

Sie sind einer der standhaftesten Wortführer der deutschen Literatur in Rumänien und ihrer Berechtigung, auch nach dem „Exodus“ der Leser fortzubestehen. Rechnen Sie mit einem Interesse deutscher Leser überhaupt, das diese Literatur über Rumänien und die

deutsche Minderheit dort hinaus lebendig erhalten kann?

Gerade nach dem Exodus haben die Zurückgebliebenen Großes geleistet, indem sie fast die gesamte kulturelle Infrastruktur, wie sie vor dem Umbruch bestand, weitergeführt haben. Damit haben sie die Bedingungen dafür erhalten, daß nach dem Zusammenbruch des Ostblocks die fünfte deutsche Literatur, die der Rumäniendeutschen, nicht nur weiter bestehen kann, sondern mit ihr auch die einzige deutschsprachige Literatur der Transformationszeit. Die DDR-Literatur – eine sehr interessante und auf ihre Art auch einmalige Erscheinung – ist ja von der bundesdeutschen Literatur vereinnahmt worden und hat keine richtige Transformationszeit erlebt, denn was mit der DDR geschehen ist, ist ein bundesdeutsches Kapitel. In Rumänien hingegen ist die Literatur der Rumäniendeutschen in ihrer Authentizität erhalten geblieben, und solange es dort eine deutsche Minderheit gibt und deren kulturelle Einrichtungen auch von Rumänen und Ungarn genutzt werden, die auch deutsch zu schreiben beginnen, bleibt diese selbständige Literatur erhalten. Die Leser in der Bundesrepublik haben nach meiner Erfahrung auch ein viel größeres Interesse an Deutschschreibern in Rumänien, die ihnen neue Aspekte Europas bieten, als an Aussiedlern aus Rumänien, die die neuesten Entwicklungen dort nicht erleben und in der Bundesrepublik ebenfalls keine richtige Sozialisation durchgemacht haben und zu mehr oder weniger freischwebenden Nörglern geworden sind.

Was von all dem deutsch Geschriebenen und Gedruckten mit Ursprungsland Rumänien wird sich im Gedächtnis der deutschen Literatur behaupten außer „Nobelpreis“ und „Securitate“?

In ihrer fast 900jährigen Geschichte haben die Siebenbürger Sachsen eine besonders reichhaltige Volksdichtung geschaffen. Die siebenbürgischen Waisenlieder, eine Folge der vielen Abwehrkämpfe gegen die herein-

brechenden Heere der Kumanen, Awaren, Türken, Tataren, Mongolen – weshalb man sie ja als Wehrbauern angesiedelt hatte –, sind einmalig in deutscher Sprache. Neben diesen steht ein frühes Freiheitslied aus dem Mittelalter: „Ich bin ein klein wild Vögelein, und niemand kann mich zwingen“. Ebenfalls wird bleiben, solange es die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm gibt, das darin enthaltene Märchen vom „Meerhäschen“, das der sächsische Lehrer und Volkstumsforscher Josef Haltrich ihnen zur Verfügung gestellt hat. Auch der Weg zu den Sternen hat in Siebenbürgen begonnen, denn der Vater

der Raketentechnik, der Siebenbürger Sachse Hermann Oberth, hat in den 1920er Jahren das bahnbrechende Buch „Die Rakete zu den Planetenräumen“ geschrieben. Und neben dem großen europäischen Romantiker Lord Byron, der sein Leben für die Freiheit der Griechen opferte, wird man auch an den siebenbürgisch-sächsischen Idealisten und Humanisten Stephan Ludwig Roth erinnern, der sich nicht nur in seinen Schriften für die Gleichberechtigung der Sprache eines anderen Volkes, der Rumänen, in Österreich-Ungarn eingesetzt hat, sondern auch sein Leben dafür lassen mußte. (KK)

Hussinetzer spüren Hussiten nach

Gelehrte und Interessierte beschäftigten sich auf einer Tagung mit den tschechisch geprägten evangelischen Exulanten in Preußen

Als im Zusammenhang des 1. Schlesischen Krieges preußische Truppen 1741 nach Königgrätz kamen, meldeten sich zahlreiche verfolgte „Hussiten“, wie sie sich selber nannten, evangelische Christen in der lebendigen Tradition des 1415 in Konstanz ver-

Belehrung und Beschwörung: der Reformator

Johannes hus



brannten Prager Reformators Johannes (Jan) Hus. Sie wandten sich an König Friedrich den Großen, um der konfessionellen Unterdrückung auch und gerade unter Kaiserin Maria Theresia zu entgehen. 1742 zogen Tausende von meist tschechisch sprechenden Hussiten mit den preußischen Truppen ins nunmehr preußische Schlesien. 1749 entstand vor den Toren der Kreisstadt Strehlen (südlich von Breslau) Hussinetz, benannt nach dem Geburtsort von Jan Hus. Während manche gleichzeitig entstandenen böhmischen Siedlungen (wie Nowawes, heute Potsdam-Babelsberg) allmählich die deutsche Sprache annahmen, blieb Hussinetz bis zur Vertreibung 1945/46 weithin tschechischsprachig. Das lag wesentlich an den Gottesdiensten, die von den evangelischen Pfarrern (die wegen der Hussiten Tschechisch lernten) in beiden Sprachen gehalten wurden.

Vertriebene Hussinetzer und deren Nachfahren, die Heimatgruppe Strehlen, deutsche, tschechische und polnische Gelehrte und Interessierte trafen sich nun in der an-

genehmen Kleinstadt Hohenbruck, zwölf Kilometer ostwärts von Königgrätz. Trebochovice pod Horebem war im 15. Jahrhundert ein wichtiger Ausgangspunkt der Hussitenkriege. Hier am Hügel Horeb (er erinnert an den biblischen Berg Sinai) versammelten sie sich, um bis Danzig, Naumburg an der Saale und Bernau nördlich von Berlin vorzurücken.

Daß es zu dieser wissenschaftlichen Tagung kam, ist zwei Männern zu verdanken.

Dr. Ditmar Kühne, dessen Mutter Hussinsetzerin war, ist der eine. Er hat 2001 (zusammen mit Editha Sterik in Prag) ein bisher unbekanntes Manuskript von 1763 herausgegeben, in dem der Seelsorger der Exulanten, der tschechischsprachige Wenzeslaus Blanitzky, über die von ihm aktiv betriebene Ansiedlung in Schlesien schrieb. Kühne hat 2000 das „Ortsfamilienbuch Hussinetz“ ediert, das die Kirchenbücher von 1742 bis 1900 wiedergibt. Aus dem Werk kann man ersehen, daß der Heiratskreis begrenzt war, wollte man doch die hussitisch-tschechische Tradition in der kleinen Sprachinsel wahren. Alle aus Hussinetz Stammenden sind mehr oder weniger eng verwandt (heute erleichtert das auch den Zusammenhalt). Der zweite ist der Chemnitzer Physikdozent Dr. Hans-Dieter Langer. 1940 in Hussinetz geboren, war er, als er 1950 mit seiner Mutter nach Sachsen kam, dreisprachig. Seine tschechischen, deutschen und polnischen Sprachkenntnisse erleichterten ihm die Planung und die auf seinen Schultern ruhende Durchführung der Tagung (die 2008 eine Erstausgabe in Strehlau hatte).

Der aus Königgrätz stammende Chemnitzer Historiker Professor Dr. Milos Resznik sprach zum Thema „Hussitische Traditionen in der tschechischen Geschichtspolitik“. Nach seinen Forschungen lebte im 17. und 18. Jahrhundert die hussitische Tradition eher in Deutschland und kaum in Böhmen. Erst um 1800 begannen die Tschechen Hus wiederzuentdecken. In der Romantik wird

Hus (ähnlich wie Luther in Deutschland) als Schöpfer der tschechischen Hochsprache gefeiert. Für Franz Palacky (1798–1876), den Stifter der nationalen tschechischen Tradition, standen die Hussiten für den nationalen Freiheitskampf gegen die deutschen Feinde der Tschechen. Die reformatorische Rolle Hus' spielte keine Rolle. Aus Sicht der Kommunisten kämpften, so der Referent, schon im Mittelalter die Hussiten für nationale und soziale Gerechtigkeit. Heute gebe es in der Tschechischen Republik kaum eine lebendige hussitische Tradition.

Professor Dr. Wolfgang Stribrny, dessen Ahnen Hussinetz mitgründeten, sprach über „Friedrich den Großen und die Böhmisches Brüder“. Er schilderte die konfessionelle Bedrückung in Nordostböhmen, die Einladung des Königs nach Preußen und seine großzügige Förderung der Exulanten. Fünf tschechischsprachige Siedlungen in Schlesien (an Orten, wo zuvor niemand siedelte) gehen auf ihn zurück (zusätzlich Nowawes in der Mark).

D. Franzkowski berichtete von seiner Magisterarbeit an der Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder. Er hat alte Hussinetter und deren Nachkommen befragt, in Deutschland, im heutigen Hussinetz (wenige alte Frauen, die nach 1945 Polen geheiratet haben und sich heute am ehesten als Hussinetterinnen ohne nationale Bindung verstehen) und im Egerland lebende Hussinetter, die zur Belebung des Vertreibungsgebietes von den Tschechen 1946 mit ihrer beweglichen Habe dorthin umgesiedelt wurden. Ihre altertümliche tschechische Haussprache aus Hussinetz wurde von den Tschechen nicht oder nur schwer verstanden.

Dipl.-Ing. T. Stodola, ein junger Tscheche, hat sich – ohne familiären Bezug – der hussitischen Ahnenforschung angenommen. Er berichtete von seiner Recherche in den tschechischsprachigen Kirchenbüchern vor 1742. Dank seiner Bemühungen können die Exulanten ihre Ahnentafeln um wenigstens drei Generationen verlängern!

Mit dem jungen Pfarrer der tschechisch-brüderischen Gemeinde Trebechovice/Hohenbruck feierten die Teilnehmer einen zweisprachigen Gottesdienst. Dr. F. Capek hatte die Tagung auch wesentlich mitorganisiert und über die Frage, ob wir aus der Geschichte lernen, referiert. In der katholischen Barockkirche mit ihrer vorzüglichen Akustik gab es ein bewegendes Konzert. Matthias Müller (Magdeburg) an der Orgel machte mit dem Werk von Max Drischner (1891–1971, aus Prieborn bei Strehlen) bekannt.

Exkursionen führten unter anderem nach Kunwald im Adlergebirge, wohin sich die Brüdergemeinde von Prag 1457 für neunzig Jahre zurückziehen konnte. Die meisten Exulanten kamen 1742 aus der Herrschaft Opotschno. Auf dem großartigen Schloß re-

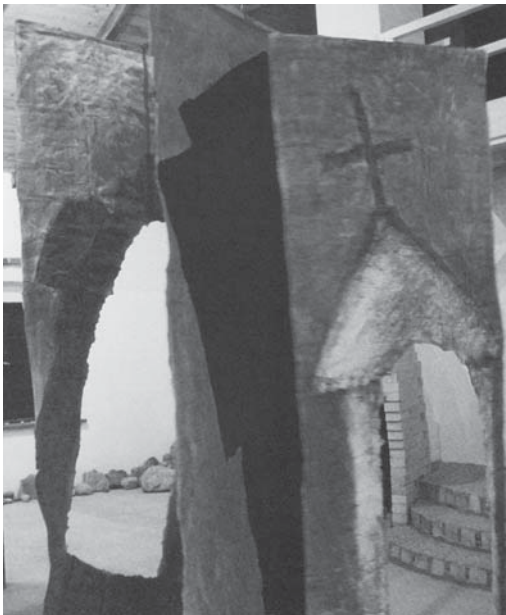
sidierte damals wie heute wieder das Fürstenhaus Colloredo-Mansfeld. Gräfin Colloredo hieß die Teilnehmer in ihrem prachtvollen Schloß freundlich willkommen. Auf dem Schlachtfeld von Königgrätz fiel am 3. Juli 1866 ein Hussinetter gerade an dem Ort, den seine Ahnen 1742 verlassen mußten. Ein Grabstein aus Strehleener Granit erinnert seit dem 19. September 2010 an diesen Johann Flegler.

Die Tagung wurde vom Kulturreferat für die Böhmisches Länder beim Adalbert Stifter Verein München und dem Sächsischen Innenministerium unterstützt. Vielleicht hat man in Dresden auch an das Schlesien westlich der Neiße gedacht, für das Sachsen eine Verantwortung trägt.

Wolfgang Stribrny (KK)

Der Mensch ist kein Ausstellungsstück

Wenngleich die Geschichte ihn selten als Subjekt behandelt, sollte deren museale Darstellung es versuchen



Die Medien verkünden es täglich: Millionen von Menschen befinden sich auf der Flucht oder werden vertrieben. Für 2008 sprach man von knapp 43 Millionen registrierten Flüchtlingen und Vertriebenen. Wie kann nun das Schicksal der Betroffenen museal dargestellt werden? – In Berlin fand eine aufsehenerregende Konferenz statt, die sich mit dieser Frage beschäftigte. Organisiert wurde sie von der Internationalen Gesellschaft der Geschichtsmuseen Luxemburg, der Stiftung Deutsches Historisches Museum Berlin und der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung. Internationale Experten präsentierten Museums- und Ausstellungsprojekte,

Den ästhetischen Reiz des Vergänglichen erkundet Bogdan Zukowski mit seinen „Ermländischen Kapellen“

Vernissage. Die Zeitschrift zur Ausstellung

die die globale Dimension des Themas Zwangsmigration aufgriffen.

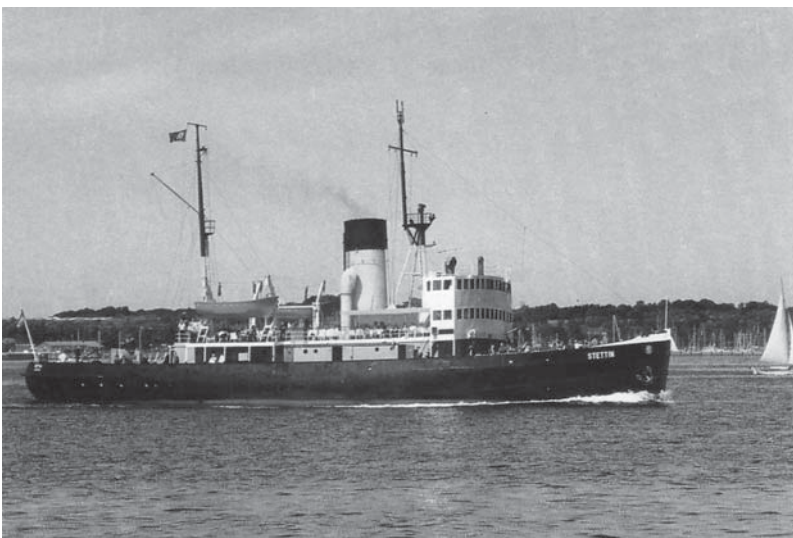
„Wissenschaftlich nüchtern“, wie Manfred Kittel, der Direktor der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, sagt, sollten die historischen Hintergründe des Vorgangs beleuchtet werden. Zum einen wolle man in einer solchen Ausstellung die Vertreibungen, zum andern aber auch die Vertriebenen zeigen. „Es geht eben schon auch darum, die betroffenen Menschen nicht nur als Objekte staatlicher Politik vorkommen, sondern sie dann auch sprechen zu lassen und ihre subjektive Perspektive deutlich zu machen“, stellt Kittel das Konzept des geplanten Vertreibungsmuseums vor. „Wobei das ja eben immer auch mit dem Blick auf deutsche Vertriebene und Opfer anderer Zwangsmigrationen in Europa geschieht.“

Zusammen mit dem Namen Erika Steinbach sorgt der Name der Stiftung immer wieder für Aufregung, nicht nur, aber vor allem in Polen. Steinbachs Beteiligung war und ist umstritten. Polnische Medien kritisieren das Konzept der geplanten Dauerausstellung. Es sei falsch, die Vertreibung der Deutschen vor dem Hintergrund anderer Zwangsumsiedlungen im 20. Jahrhundert in Europa zu zeigen. „Solche Darstellung führt zur Verwi-

schung der Verantwortung der Nationalsozialisten für den Zweiten Weltkrieg und für die Verschleppungen der Völker“, schrieb zum Beispiel die polnische Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“.

Mit einem anderen Konzept kommt das Danziger Museum des Zweiten Weltkriegs und trägt somit seinen Anteil zur Polemik bei. Piotr Majewski, der stellvertretende Direktor des Museums, will die Geschichte des Zweiten Weltkrieges – und nicht die der Vertreibungen – in den Mittelpunkt stellen: „Wir wollen diese Geschichte nicht aus der Perspektive eines Landes, sondern als ein europäisches Geschehen darstellen. Aufgrund des Standorts des Museums wird Polen in der Ausstellung eine besondere Rolle spielen. Wir wollen aber über die Geschichte des gesamten Europas sprechen und nicht nur über Polen. In unserem Konzept sind Vertreibungen nur ein Aspekt der kriegerischen Vergangenheit.“

Im Diskurs der Nationen und im Streit der Staaten über Geschichte haben historische Museen Konjunktur. Die Konferenz über die museale Darstellung von Flucht, Vertreibung und „ethnischer Säuberung“ wollte sich anhand ausgewählter Beispiele der Frage stellen, ob und wie Aufklärung im Geiste der



Museumsreife Technik, allerdings begeistert funktionstüchtig: Der Eisbrecher Stettin liegt in Warnemünde – und liegt beileibe nicht nur, sondern steht oft auch kräftig unter Dampf

Bild: Archiv

Versöhnung möglich wäre. Denn von Geschichtsmuseen erhofft man sich einen Prozeß der Objektivierung, was ein direkter Weg zur Versöhnung wäre, meint Hans Ottomeyer, Präsident der Stiftung Deutsches Historisches Museum Berlin: „Wir können nicht behaupten, das stets und immer zu erreichen, aber wir können doch sehr viel aufzeigen. Und was Versöhnung angeht, ist sie ganz deutlich etwas, was man nicht bewerkstelligen, was man nicht erzwingen und was man nicht fordern kann. Versöhnung ist immer etwas, was einem gegeben wird.“

Versöhnung könne nur ein Geschenk sein, so Ottomeyer weiter. Sie sei eine ferne Hoffnung, und der Weg dahin sei Verständigung. Sich über Geschichte verstehen, und das im doppelten Sinne des Wortes: Geschichte als Gegenstand und Geschichte als Vehikel des Verstehens. Es gibt naturgemäß verschiedene Möglichkeiten, die Geschichte der Vertreibungen zu visualisieren. Sicher ist, daß man nicht alles musealisieren kann und es

deshalb auch gar nicht beabsichtigen soll. Die Dinge sind lebendig, und man Sorge dafür, daß sie erhalten bleiben, meint Ottomeyer. Ihre Botschaft solle man aber weiterhin verstehen. In Museen Sorge man dafür, daß deutlich sichtbar wird, daß die Dinge eine Geschichte haben, die sich wandelt, daß sie über die Jahrhunderte ihre Bedeutung auch vollständig ändern können. „Was den einen ein geliebtes Idol war, ist den anderen ein verhaßtes Symbol. Und unser Anliegen ist die Geschichte der Dinge. Daß wir das im Museum machen, ist nur eine notwendige Schutzhaube für die Objekte“, so Ottomeyer wörtlich.

Vor allem jedoch wollen die Experten Gegenwart und Vergangenheit in eine Wechselbeziehung setzen, so daß das eine das andere erhellen kann. Dabei sollen historische, regionale oder nationale Besonderheiten nicht relativiert werden. Es bleibt offen, ob das gelingt.

Arkadiusz Luba (KK)

„Abends auf dem Berg“ am Rhein

Der Deutsch-Rumänische Kulturkreis in Köln beschäftigt sich mit rumänischer Lyrik, aber auch mit ganz und gar Unlyrischem

Ein doppeltes Paul-Celan-Gedenken – mit Anni-Lorei Mainka und Andrei Baleanu als Referenten – war das Thema eines aktuellen Treffens des Deutsch-Rumänischen Kulturkreises „Dialog“ in Köln. Seit mehr als zehn Jahren finden hier die Treffen dieses originellen Gesprächskreises statt, der sich zum Ziel gesetzt hat, einen Beitrag zur Förderung rumänischer und deutscher Kultur zu leisten, im Sinne der traditionellen Beziehungen zwischen dem deutschen Sprachraum und Rumänien.

Sowohl die freundliche und zwanglose Atmosphäre des Austausches, der frei von Vorurteilen und ohne Anspruch auf definiti-

ve Schlüsse stattfindet, als auch das intellektuelle Niveau des Meinungsaustausches haben dem Kulturkreis „Dialog“ ein treues Publikum beschert. An diesen Gesprächen nehmen deutsche und rumänische Intellektuelle teil, die an der Kommunikation zwischen den beiden Kulturen interessiert sind.

Die langjährigen deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen stehen im Mittelpunkt der Programme. Sie bildeten den Schwerpunkt des Vortrages „Siebenbürgen – eine europäische Kulturlandschaft“, der von Renate Göckler-Timoschenko gehalten wurde. Im Rahmen eines anderen Treffens hat Karin

Böllmann über „Deutsche Kirchenburgen in Siebenbürgen und deren Einfluß auf die rumänischen Gemeinden“ referiert. Unter den Veranstaltungen, die eine besondere Aufmerksamkeit genossen haben, waren zum Beispiel „Abends auf dem Berg – ein lyrisch-musikalischer Streifzug durch Rumänien“, eine zweisprachige Lesung klassischer rumänischer Lyrik, ausgewählt und nachgedichtet von Birgit Welther, „Rumänien und die Europäische Union“, ein Vortrag des Journalisten Zanel Fruchtmann, „Carmen Sylva – Prinzessin vom Rhein, Königin der Karpaten“, eine Präsentation, in der auch ein von der bekannten rumänischen Fernsehautorin Marilena Rotaru gedrehter Dokumentarfilm vorgeführt wurde, „Deutschland und Rumänien im Ersten Weltkrieg“ (Referent: Michael Wittmann) oder der Vortrag von Erzpriester Radu Constantin Miron, Ökumene-Referent für die Orthodoxe Ökumenische Metropole in Deutschland, über „Das orthodoxe Leben in Deutschland in einer ökumenischen Perspektive“. Zusammen mit Dr. Martin Bock, dem Leiter der Melanchthon-Akademie und damals Ökumene-pfarrer im Evangelischen Kirchenverband Köln und Region, bestritt Radu Constantin Miron ein weiteres Referat über das Dritte Europäische Ökumenische Treffen, das im Sommer 2007 in Hermannstadt, der damaligen europäischen Kulturhauptstadt, stattgefunden hat. Das sind nur einige Beispiele, die die Vielfalt der Themen veranschaulichen, die den Interessenbereich von „Dialog ausmachen.

Der Deutsch-Rumänische Kulturkreis hat in letzter Zeit auch bei einigen Veranstaltungen der evangelischen Melanchthon-Akademie in Köln mitgewirkt, in deren Räumen die „Dialog“-Treffen im übrigen stattfinden. So wur-

de der Vortrag „Rumänien im Zweiten Weltkrieg – ein Land zwischen zwei Diktaturen“ ins Programmheft der Melanchthon-Akademie aufgenommen, als Teil der Vortragsreihe „Schwerter zu Pflugscharen – 70 Jahre seit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939“. Das gehaltreiche Referat von Alexander Timoschenko hat das Publikum mit den neuesten Ergebnissen der Recherchen in russischen, britischen, polnischen und rumänischen Quellen zu diesem Thema bekannt gemacht.

Ein weiterer Beitrag des Kulturkreises zu den Veranstaltungen der Melanchthon-Akademie waren neuerdings die Referate „Die Reformation und das Schulwesen in Siebenbürgen“ von Renate Göckler-Timoschenko und „Der Einfluß der Reformation auf das kulturelle Leben in der Moldau im 16. Jahrhundert“ von Alexander Timoschenko, die zusammen mit den Hauptreferaten von Dr. Martin Bock, dem Leiter der Akademie, und Prof. Berthold Köber (ehemaliger Professor für ev. Theologie in Hermannstadt, jetzt Pfarrer in Köln) die Tagesveranstaltung mit dem Thema „Melanchthon und die Reformation – Impulse für das Bildungswesen in Siebenbürgen“ mitgestalteten. Die Veranstaltung fand als Rahmenprogramm zur Wanderausstellung „Von Wittenberg bis Siebenbürgen“ statt, einer Dokumentations-Ausstellung, die im Melanchthon-Gedenkjahr 2010 zu Gast in der Akademie war.

„Das Gespräch ist die Mutter des Segens.“ So schrieb vor 450 Jahren der große deutsche Humanist Philipp Melanchthon. Unter diesem Motto wurde 2010 das „Melanchthon-Jahr“ gefeiert. Dem gleichen Motto hat sich auch der Deutsch-Rumänische Kulturkreis „Dialog“ in Köln verschrieben.

Avram Rotenberg (KK)

Den Namen wird man sich merken müssen

„Herta Müller und ihr frühes Umfeld“ am Heiligenhof

Die Akademie Mitteleuropa e. V. veranstaltet vom 28. November bis zum 2. Dezember in der Bildungs- und Begegnungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen eine Tagung für Germanistikstudenten und -doktoranden aus Deutschland und Ostmitteleuropa mit dem Schwerpunktthema „Herta Müller und ihr frühes Umfeld“. Der Literaturnobelpreis 2009 an Herta Müller, eine deutsche Autorin aus dem Banat, war für viele eine Überraschung und wertet die deutschen Autoren und Literaturen Ostmitteleuropas enorm auf.

Es konnten folgende Referenten gewonnen werden: András Balogh, Klausenburg/Cluj; Oskar Pastior und Herta Müller; Gerhard Csejka, Frankfurt am Main: Paradoxien versuchter Normalität – Die Aktionsgruppe Banat I; Anton Sterbling, Görlitz: „Am Anfang war das Gespräch...“ – Die Aktionsgruppe Banat II; Horatiu G. Decuble, Bukarest/Bucuresti: Minderheit und Minderung. Kulturpolitisch belastete Rezeptionsstrategien fremder Literaturen in Rumänien, am Beispiel der deutschsprachigen Literatur; Olivia Spiridon, Tübingen: Thematisierung der Heimat – Formen des Heimatverlusts in der deutschen Literatur Rumäniens nach 1945; Walter Engel, Düsseldorf: Das letzte Kapitel. Zu Richard Wagners Roman „Habseligkeiten“ und Johann Lippets „Dorfchronik“; Markus Bauer, Berlin: Das Verhältnis der Aktionsgruppe Banat zur Kritischen Theorie; Michael Markel, Nürnberg: Literarische Bearbeitungen der Rußlanddeportation der Rumäniendeutschen. Texte von Rainer

Biemel, Bernhard Ohsam, Erwin Wittstock, Joachim Wittstock, Richard Wagner. Johann Lippert, Sandhausen, ehemaliges Mitglied der Aktionsgruppe Banat, wird eine Lesung aus seinem Buch „Das Leben einer Akte“ bieten.

Außerhalb des Schwerpunktthemas werden folgende Vorträge gehalten: Tomasz Majewski, Breslau/Wroclaw: Schlesische Monatshefte und ihr Anteil am Kulturleben Breslaus; Zdenek Marecek, Brünn/Brno: „Erinnerungen“; Peter Becher, München: Praha – Prag 1900–1945: Literaturstadt zweier Sprachen, vieler Mittler.

Es können Studierende und junge Germanisten aus den baltischen Staaten, Polen, Ungarn, der Slowakei, der Tschechischen Republik, Slowenien, Rumänien, der Ukraine und Deutschland an dieser Tagung teilnehmen. Die Kosten betragen ca. 60 Euro inkl. Unterkunft und Verpflegung. Teilnehmenden aus Ostmitteleuropa können im Rahmen der vorhandenen Mittel Fahrtkostenzuschüsse gezahlt werden. Beim Veranstalter sind die Konditionen zu erfragen. Das vollständige Tagungsprogramm sowie ein Anmeldeformular sind ebenfalls zu erhalten.

Anfragen sind zu richten an Gustav Binder, Akademie Mitteleuropa, Alte Euerdorfer Straße 1, 97688 Bad Kissingen, Tel. 0971-714 70, studienleiter@heiligenhof.de. Wir erwarten Anmeldungen bis spätestens 20. November. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt. Es stehen 28 Plätze zur Verfügung. (KK)

Bücher und Medien

Weichsel und Warthe zum Wieder- und Weiterlesen

Jahrbuch Weichsel–Warthe 2011. Herausgeber: Landsmannschaft Weichsel–Warthe, Bundesverband e. V. Zusammengestellt von Karl Bauer und Martin Sprungala. Der Bezugspreis beträgt für das Einzelexemplar 10,50 Euro, Mengenrabatte sind zu erfragen und Bestellungen aufzugeben bei der Landsmannschaft Weichsel–Warthe, Friedrichstr. 35 III, 65185 Wiesbaden, Tel. 0611/379787.

Themenschwerpunkt in diesem Jahrgang ist das 65jährige Bestehen der Hilfskomitees, einer wichtigen Basis der Landsmannschaft Weichsel–Warthe. Die Titelbilder des Jahrbuchs nehmen Bezug auf die in den vergangenen Jahrzehnten geleistete Arbeit der kirchlichen Organisationen. Auch das Kalendarium nimmt sich des Titelthemas an und zeigt auf den Monatsseiten Bilder zu kirchlichen Persönlichkeiten und Arbeiten.

Karl Bauer erinnert in seinem Nachruf an das verdiente Ehrenmitglied der LWW und den langjährigen Vorsitzenden des Galizien-deutschen Hilfskomitees, Rudolf Mohr. Edzard Schmidt-Jortzig und Leonhard v. Kalckreuth würdigen den bekannten Posener Juristen Prof. Dr. Georg-Christoph v. Unruh. Auch dieses Jahr ist Sibylle Carlhoff mit einem Gedicht vertreten.

Ein Hauptarbeitsschwerpunkt des vergangenen Jahres war das 60jährige Jubiläum der Landsmannschaft Weichsel–Warthe, von deren Feier im Hessischen Landtag ein Bericht, Fotos und die Festrede „Tausend Jahre gemeinsame Geschichte“ von Prof. Dr. Joachim Rogall abgedruckt werden. Die folgenden Autoren erinnern an Ereignisse, Einrichtungen und Aktuelles aus der Arbeit: Karl Bauer berichtet über die Arbeit der

LWW-Bundesgeschäftsstelle und das Haus der Heimat in Wiesbaden, Helmut Neubach schreibt über „Die Ostdeutsche Ausstellung in Posen (1911)“. Götz Urban zitiert auch in diesem Jahr „Aus den Posener Heimatgrüßen 1911“ seines Großvaters und Prof. Dr. Erich Müller hat „Geheime polnische Dokumente über deutsche Schulen aufgefunden“. Klaus Steinkamp berichtet über Ella Baronin v. Lüttwitz-Heinrich. Es folgen epische und lyrische Beiträge, die Erinnerungen und Empfindungen thematisieren.

Nikolaus Arndt beleuchtet „Einiges über die Wolhyniendeutschen“. Dr. Martin Sprungala hat seinen Vortrag „Die deutschen Katholiken im historischen Großpolen und Kujawien“ zu Papier gebracht und eine anschauliche Karte dazu erstellt. Olga Schmidt beschreibt eine Reise nach Lodz, und Oberstudienrat Wilfried Gerke sieht Hotel- und Gasthofnamen als Spiegel der Geschichte an. Renate Sternel-Rutz erinnert an Superintendent Martin Rutz. In gewohnt einfühlsamer Weise beschreibt Harry Petzold eine Lebensdarstellung seines Lodzer Vorfahren. Eine Betrachtung besonderer Art liefern Heinz Csallner und Martin Sprungala mit „Generäle und Admiräle aus dem Posener Land“. Margarete Schönfeldt hat zusammen mit Christa Frey besondere Erinnerungen an die Kinderzeit zu Papier gebracht. Gerhard Werner beleuchtet die preußische Beamtenpolitik.

Eine literarische Erinnerung an „Lodz. Senatorska 26“ stammt von René A. Ast. Der polnische Dozent Dr. Zdzislaw Wlodarczyk erforscht in seiner Heimatstadt Wielun die deutsche Geschichte und beschreibt das Leben des Wieluner Pastors Eduard Kretzschmar. Ein aktuelles Zeitdokument der seit 1945 doch noch bestehenden deutsch-polnischen Kontinuität liefert Elfriede Eichelkraut in ihrem Bericht über „Die

evangelisch-augsburgische (lutherische) Kirchengemeinde Lipno nach 1945“.

Harald Schäfer hat sich wieder mit Pöserer Persönlichkeiten beschäftigt. Aus der Kriegs- und Besatzungszeit 1939–1945 hat Martin Sprungala mündliche Erzählungen zu einem Artikel über ein Dorf im Kreise Wollstein zusammengefaßt. Berthold Fege hat in seinem Beitrag „Historisches und neuzeitliches Schrifttum über das Lubliner und Cholmer Land und Hinweise für Internetrecherchen“ zusammengetragen.

Es folgen traditionell die Autorenkurzbiographien, die Anschriften der LWW-Organisationen und Einrichtungen sowie Schrifttumhinweise. (KK)

Die Sorge um die Seele ist auch politisch

Konrad Hartelt: Der Kapitelsvikar des Erzbistums Breslau Gerhard Schaffran und das Erzbischöfliche Amt Görlitz (1963–1972). Aschendorff Verlag, Münster 2009 (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 20), 264 S., 19,80 Euro

Im März 1945 kehrte der Militärpfarrer Schaffran nicht zu seiner Division zurück, er hielt nach einer Aussprache mit dem Breslauer Festungskommandanten den Dienst in seiner Pfarrgemeinde und bei den verwundeten Soldaten für wichtiger. Nach der Kapitulation am 6. Mai 1945 begab er sich freiwillig in sowjetrussische Gefangenschaft, um die Soldaten nicht allein zu lassen.

Schaffran wurde 1912 in Leschnitz, am Fuße des bei deutschen und polnischen Oberschlesiern mythisch geliebten Annaberges, geboren, legte in Görlitz die Reifeprüfung ab, studierte Philosophie und Theologie und empfing 1938 durch Kardinal Bertram die

Priesterweihe. Während des Zweiten Weltkrieges wirkte er fünf Jahre lang als Sanitäter und dann als Militärpfarrer und bekam wegen seines mutigen Einsatzes das Eisene Kreuz 1. Klasse verliehen, dessen Annahme er unter Hinweis auf seinen Priesterberuf ablehnte. Nach viereinhalb Jahren in sowjetrussischer Kriegsgefangenschaft – er hatte bei der Entlassung wiederholt verheirateten Kameraden den Vortritt gelassen – schlug ihm Ende 1949 die Stunde der Freiheit und des Beginns eines neuen Lebens.

Im Dienste des deutschen Restes der Erzdiözese Breslau arbeitete er als Kaplan, von 1952 bis 1959 als Leiter des Katechetenseminars in Görlitz und dann als Dozent am Priesterseminar in Neuzelle. Konrad Hartelt berichtet über diese Jahre des Heranwachsens, der Gefangenschaft und des priesterlichen Wirkens von Schaffran in der gebotenen Begrenzung informativ und wendet sich dann ausführlich der Darstellung von dessen Tätigkeit als Kapitelsvikar in Görlitz zu. Ende des Jahres 1962 ernannte ihn der Vatikan zum Weihbischof in Görlitz, und nach dem Tode von Bischof Piontek wählte ihn das Domkapitel Ende 1963 zum Kapitelsvikar des Erzbistums Breslau und damit zum Oberhirten des unter deutscher Verwaltung verbliebenen Restes der einstigen größten deutschen Diözese, in dem nur 74 000 Katholiken lebten.

Nachdem Konrad Hartelt über die Zeit bis 1963 auf (immerhin) 50 Seiten berichtet hat, wendet er sich dem Titelthema seines Buches zu, der Zeit Schaffrans als Kapitelsvikar, und stützt sich dabei auf eine erfreulicherweise sehr breite Materialgrundlage. Die allermeisten ungedruckten Quellen liegen im Bistumsarchiv Görlitz, dem für deren Zusammentragen und Bereitstellen großer Dank gebührt. Auch kam diesem Buch sehr zugute, daß Hartelt einige Jahre lang als Sekretär Schaffrans amtierte und so über viele Insider-Kenntnisse und eine besondere Vertrautheit mit den Ereignissen verfügt.

Es ist dem Verfasser gelungen, von einer

sehr detaillierten Gliederung ausgehend, das Wirken des Kapitelsvikars ausführlich zu schildern, z.B. die Verwaltungsaufgaben, die Seelsorge samt den Firmungsreisen und den ökumenischen Kontakten, das Verhalten zu Priestern und Laien, die Teilnahme am II. Vatikanischen Konzil und den polnisch-deutschen Briefwechsel zur Versöhnung. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen zum Spannungsverhältnis von katholischer Kirche und kommunistischem Staat, das immer wieder neu durchdacht werden mußte und – bei aller gemeinsamen Ablehnung der religionsfeindlichen Ideologie durch die Bischöfe – zu unterschiedlichen Zweckmäßigkeitsüberlegungen und -entscheidungen führen konnte. Wie weit konnte/mußte man sich den politischen Machthabern nähern? War „loyale Distanz“ richtig oder falsch?

Der Verfasser nimmt die Leser auch mit auf die nicht leicht zu findenden und oft sehr verschlungenen Pfade der juristischen Konstruktion des Restes des deutschen Erzbistums Breslau und seiner Organe – zu einer Thematik, die er als Professor für Kirchenrecht in Erfurt bestens kennt. 1970 übernahm Schaffran als Bischof die Zeitung der Diözese Meißen bzw. Dresden–Meißen, die er bis 1987 innehatte. Diese Tätigkeit wurde bisher nicht wissenschaftlich erforscht. Bei der Umgestaltung des Erzbischöflichen Amtes Görlitz zur Apostolischen Administration Görlitz im Jahre 1972 erhielt nicht Schaffran, sondern sein Generalvikar Bernhard Huhn das Amt des Apostolischen Visitators.

Nach Einschätzung von Hartelt war der Oberschlesier Bernhard Schaffran fromm, furchtlos, arbeitseifrig, ein Freund der würdigen Liturgie, hart im Nehmen und im Fordern, gut beim Zuhören, willensstark und als Redner für Großveranstaltungen wenig geeignet. Das Buch über den die Seelsorge hochhaltenden Bischof, der 1996 verstarb, ist gut gelungen, es lädt zum Lesen und Überdenken ein und verfügt über ein 20seitiges

Quellen- und Literaturverzeichnis sowie 16 Seiten Abbildungen, aber leider kein Ortsregister und, noch bedauerlicher, kein Register der zahlreichen genannten Personen.

Hans-Ludwig Abmeier (KK)

Karl-Dedecius-Jünger

Zum fünften Mal lädt die Robert Bosch Stiftung polnische und deutsche Übersetzer ein, sich um den Karl-Dedecius-Preis zu bewerben. Die Auszeichnung wird in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Polen-Institut Darmstadt vergeben und geht zugleich an einen deutschen und einen polnischen Übersetzer. Beide werden für ihre herausragenden Leistungen und ihre Vermittlungsarbeit zwischen den beiden Nachbarländern geehrt. Die Preise sind mit je 10 000 Euro dotiert. Die feierliche Preisverleihung findet am 20. Mai 2011 in Darmstadt statt. Gleichzeitig wird an dem Tag der 90. Geburtstag von Karl Dedecius gefeiert.

Vorschläge für die Auszeichnung können an das Deutsche Polen-Institut Darmstadt gerichtet werden; auch Eigenbewerbungen sind möglich. Die Bewerbungen sollen einen kurzen Lebenslauf des Übersetzers, ein Publikationsverzeichnis und eine Auswahl aus dem übersetzerischen Werk – ca. 20 Seiten des Original- und des Übersetzungstextes – enthalten und bis zum 15. Dezember 2010 gesandt werden an: Deutsches Polen-Institut, Karl-Dedecius-Preis, Mathildenhöhweg 2, D-64297 Darmstadt.

Der Karl-Dedecius-Preis wird seit 2003 alle zwei Jahre verliehen. Informationen: www.bosch-stiftung.de/karldedeciuspreis, www.deutsches-polen-institut.de/Projekte/Karl-Dedecius-Preis/index.php; Kontakt: Dr. Andrzej Kaluza, Deutsches Polen-Institut, Mathildenhöhweg 2, 64287 Darmstadt, Tel. 0 6151 / 49 85 13, kaluza@dpi-da.de. (KK)

Literatur und Kunst

„Landnahme“ im Allgäu

Bei den Wangener Gesprächen kreist seit 60 Jahren das schlesische „Zauberwort“ des Joseph von Eichendorff

Vom 23. bis zum 26. September fanden in diesem Jahr in Wangen im Allgäu die 60. Wangener Gespräche statt. Der Höhepunkt der Tagung des Wangener Kreises – Gesellschaft für Literatur und Kunst Der Osten e. V. war, wie alljährlich, die Verleihung des Eichendorff-Literaturpreises. Der Preisträger in diesem Jahr ist der Schriftsteller Christoph Hein.

Christoph Hein wurde 1944 in Heinzendorf bei Münsterberg geboren. Durch die Vertreibung aus Schlesien kam seine Familie nach

Bad Dübén in Sachsen. Als freier Schriftsteller wurde Hein ein wichtiger Regimekritiker in der DDR. Von 1998 bis 2000 war Christoph Hein erster Präsident des gesamtdeutschen PEN-Clubs.

Die Laudatio hielt in der bis auf den letzten Platz gefüllten Wangener Stadthalle der Münchener Kabarettist, Schauspieler und Buchautor Dieter Hildebrandt, den eine langjährige Freundschaft mit Christoph Hein verbindet. Der Preisträger bedankte sich mit einer Lesung aus seinem Roman „Landnah-

Man muß kein Taugenichts sein, um in würdigen Bezug zu dem Freiherrn aus Lubowitz gebracht zu werden: Monika Taubitz, eingerahmt von Dieter Hildebrandt (l.) und Christoph Hein

Bild: der Autor



me“ (Suhrkamp Verlag).

Eröffnet wurde die 60. Tagung durch Monika Taubitz, die Vorsitzende des Wangener Kreises, mit der Ausstellung der Werke von Wolfgang von Websky sowie der Fotoausstellung seiner Frau Wita von Websky. Dr. Michael von Websky (Hennef) hielt hierzu einen Vortrag zu Wolfgang und Wita von Websky – Gedanken über Malerei und Fotografie. Wie bereits die von-Websky-Ausstellung in Haus Schlesien Königswinter-Heisterbacherrott im Frühjahr vergangenen Jahres und die darauffolgende Präsentation der Werke im Stadtmuseum im Schloß zu Breslau erfreute sich die Ausstellung in Wangen eines großen Besucherandranges.

Beim traditionellen Empfang des Bürgermeisters im Wangener Rathaus erinnerte die Vorsitzende Monika Taubitz an den kürzlich verstorbenen Prof. Dr. Eberhard Günter Schulz. Sie berichtete über ihre letzte Begegnung mit Prof. Schulz im Juli 2010 und die Überreichung des Siling-Ringes an ihn. Der ehemalige Vorsitzende der Stiftung Kulturwerk Schlesien erhielt diese Auszeichnung für seine großen Verdienste um schlesische Kultur und die Belange des Wangener Kreises.

Monika Taubitz gab in ihrem Vortrag einen Rückblick über sechs Jahrzehnte erfolgreicher Arbeit der Gesellschaft. Der Wangener Kreis hatte sich zur Aufgabe gemacht, die schlesische Kultur und Geschichte zu bewahren und zu fördern und für die Verständigung und Versöhnung mit den slawischen Nachbarn und dem jüdischen Volk einzutreten. Anne Wachter (Meersburg) gab einen Einblick in das Archiv des Wangener Kreises in Wangen. Zu Beginn der Lesungen stand „Die Stunde eines unbekanntes Dichters“ auf dem Programm. Monika Taubitz und Anne Wachter lasen spannende Passagen aus einem unveröffentlichten Roman von Oswald Menzel.

Barbara von Wulffen (Stockdorf bei München), die Eichendorff-Preisträgerin von 1999, las aus ihrem noch unveröffentlichten

Manuskript. Weitere Lesungen hielten Harald Gröhler (Berlin) und Reinhard Gröper (Stuttgart).

In ihren Referaten sprachen Maximilian Eiden (Görlitz) über Zeugnisse schlesischer Juden sowie Magdalena Maruck (Wroclaw/Breslau) über den Expressionisten Kurt Heynicke. Im Rahmen der Lesungen des Arbeitskreises für schlesische Mundart erinnerte Wolfgang Thaler (Morshausen) an Karl von Holtei. Dietmar Scholz, der Eichendorff-Preisträger von 1985, sprach über Heimat und Heimatverlust im Spiegel der Literatur. Prof. Norbert Heisig (Hamburg) berichtete über die Entstehungsgeschichte und die Arbeit der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wroclaw/Breslau, deren Initiator er ist.

Insgesamt gesehen eine umfangreiche und sehr gelungene Tagung, wie viele der zahlreichen Teilnehmer bestätigten; die Regionalpresse berichtete ausführlich.

Im Anschluß an die Wangener Gespräche machte sich eine Gruppe von Mitgliedern des Wangener Kreises nach Niederschlesien auf. Die Leitung der einwöchigen Exkursion übernahm Norbert Leder, die Organisation Brigitte Ritter. Zu den vielen Stationen der Schlesienfahrt zählten u. a.: Park und Schloß in Bad Muskau, Sagan, das Keramikmuseum in Bunzlau, Hirschberg, die Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz, Kloster und Pfarrkirche in Leubus, Liegnitz, Kloster Grüssau, Schloß und Berghaus in Kreisau, Bad Salzbrunn (Gebrüder Hauptmann), Agnethendorf, Mittelschreiberhau, Kirche Wang, Schoß Lomnitz (wo gerade das Erntedankfest gefeiert wurde), das Wittig-Haus in Neusorge, Minoriten- und Pfarrkirche in Glatz. Vor den Ruinen des Gutshofs von Mutius in Gellenau bei Bad Kudowa gedachten die Mitglieder des Wangener Kreises der 2008 verstorbenen Dichterin Dagmar von Mutius, der langjährigen Vorsitzenden des Wangener Kreises und Eichendorff-Preisträgerin von 1963.

Johannes Rasim (KK)

Ihr Ernst gönnt sich keine Metaphern

Renata Schumann erhält den Andreas-Gryphius-Preis

Die Schriftstellerin und Journalistin Renata Schumann, die in diesem Herbst mit dem Andreas-Gryphius-Preis der Künstlergilde ausgezeichnet wird, ist auch den Lesern unserer Zeitschrift wohlbekannt. Um so interessanter ist es, sie einmal durch eine „fremde“ Stimme vorstellen zu lassen, in der gleichwohl eine ganz besondere Empathie mitklingt. Die hier nachgedruckte Würdigung erschien in der „Ostsee-Zeitung“ vom 18./19. September 2010.

Ein kurzer, doch bedeutungsvoller Blick ist die Antwort, spricht man Renata Schumann auf ihre Herkunft aus Polen an. Prüfend schaut die ältere Dame ihr Gegenüber an, irgendwie sympathisch fordernd: Denk noch mal nach! Aber klar doch: Nicht aus Polen stammt die heute in Bad Doberan lebende Schriftstellerin, sondern aus Schlesien. In dieser Region, die nach dem Zweiten Weltkrieg polnisch wurde, wuchs sie auf, studierte, wurde an der Universität Breslau promoviert, unterrichtete an einem Gymnasium sowie an der Universität Kattowitz und zog zwei Kinder groß, bevor sie 1983 nach Erkrath bei Düsseldorf übersiedelte.

Heimat wird bei einer solchen Region, deren Bewohner in zwei totalitären Regimen

unterdrückt und zeitweise gegeneinander aufgewiegelt worden sind, zur sehr komplizierten Angelegenheit. Für Renata Schumann wurde die Heimat Schlesien zum Lebensthema ihrer schriftstellerischen Arbeit. Und für ihre Werke hat sie 2007 den Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen und den Eichendorff-Preis, benannt nach dem aus Schlesien stammenden Romantiker, erhalten.

Nun folgt erneut eine Würdigung: Am 17. November nimmt sie in Düsseldorf den Andreas-Gryphius-Preis der Künstlergilde Esslingen entgegen. Gryphius (1616–1664), der herausragende deutsche Barockdichter, war ebenso Schlesier wie der Literaturnobelpreisträger Gerhart Haupt-



Die Tasten, die die Welt bedeuten: Renata Schumann hat nie darauf gespielt, sondern sich immer an ihnen abgearbeitet

Bild: Archiv

mann (1862–1946), dessen Namen das Haus der Preisverleihung in Düsseldorf trägt.

Zur Begründung für den Gryphius-Preis heißt es, Renata Schumann habe sich in Romanen, Erzählungen und Lyrik mit dem Zusammenleben von Deutschen und Polen sowie mit der Geschichte ihrer Heimat auseinandergesetzt. Ihr Werk trage „zum Verständnis des Nachbarvolks auf hohem literarischen Niveau bei.“

Dieses Bauen von Brücken erweist sich für Renata Schumann als schwerer Weg der Wahrheitsfindung: „Es gibt keinen anderen Weg der Verständigung als das Gespräch, und das darf auch ein Streitgespräch sein“, sagt sie. Daß Deutsche und Polen aneinander vorbeischaun, beklagt sie und übt Kritik in beide Richtungen. Über die aktuellen Provokationen der Vertriebenenchefin Erika Steinbach sagt sie, Frau Steinbach habe keine Ahnung davon, wie die Polen denken. Und in die andere Richtung gewandt, sagt die Autorin: „Die Polen haben ihren Anteil am Kapitel der Vertreibung bis heute nicht aufgearbeitet.“

Renata Schumanns Lebensweg kann, meint sie behutsam, exemplarisch dazu beitragen. 1934 im oberschlesischen Hindenburg (Zabrze) geboren, wuchs sie in einer sozialdemokratisch geprägten Familie auf. Ihren Vater verlor die Heranwachsende kurz vor Kriegsende: Wegen „wehrkraftzersetzender“ Äußerungen wurde gegen ihn ein Todesurteil verhängt, dann „abgemildert“ zu Strafbataillon, aus dem er nie zurückkehrte. Die Mutter wurde bei Kriegsende von den Russen erschossen. Die zehnjährige Waise wuchs bei der Großmutter auf, kam, ohne ein Wort Polnisch zu können, in eine polnische Schule und durfte nicht deutsch sprechen. Vom „brutalen Sprachraub“ spricht die Autorin später in ihrem Erzählungsband „Muttersprache“, der vor drei Jahren im BS-Verlag Rostock wiederaufgelegt wurde unter dem Titel „Heimkehr in die Muttersprache. Geschichten aus einem verlorenen Land“.

In der Historie sucht und findet sie Stoffe, um „Kenntnisse über historische Gestalten und Ereignisse zu verbreiten, die von einem friedlichen Zusammenleben der Deutschen und Polen in der Vergangenheit bereitetes Zeugnis ablegen“. In ihrem Roman „Ein starkes Weib. Das Leben der Hedwig von Schlesien“ (2007) über jene Herzogin, die später als Patronin der deutsch-polnischen Aussöhnung verehrt wurde, gestaltet sie dieses Anliegen in mittelalterlichem Habitus. „Das 13. Jahrhundert beinhaltet für mich eine wunderschöne Utopie. Damals lebten Deutsche und Slawen in Schlesien friedlich zusammen. Warum sollte es in Zukunft nicht auch so sein? Alle würden davon profitieren.“

Die Arbeit an dieser Utopie beschäftigt Renata Schumann weiter. In ihrem Computer wartet ein weiterer Text über jene schlesische Herzogin Hedwig von Andechs auf die Fertigstellung. Eine Krankheit hindert die Autorin gegenwärtig am Arbeiten. Aber, so sagt sie, sie will das noch schaffen. „Bevor ich, wie sagt man, abberufen werde“, lacht sie tapfer.

Dietrich Pätzold (KK)

Der Schriftsteller, Dissident und ehemalige tschechische Präsident **Václav Havel** erhielt den **Franz-Kafka-Preis** für sein literarisches Werk. Der Preis wurde von der Franz-Kafka-Gesellschaft zum zehnten Mal vergeben. Die feierliche Verleihung fand im Altstädter Rathaus in Prag statt.

Havel sagte dabei, daß er Kafka schon in seiner Jugend gelesen habe, als dieser Autor noch nicht so bekannt und populär war. Darum sei dieser Preis für ihn etwas Besonderes. Er arbeite ähnlich wie der große Namensgeber mit absurden Szenen und sehe deshalb eine ausgeprägte Wahlverwandtschaft zu dem Landsmann und mittlerweile ganz Großen der deutschen Literaturgeschichte. (KK)

Anfassen, Auffassen

Gabriele Hornig über ihr Verständnis von Kunst

Gabriele Hornig war bis 2005 Redakteurin beim WDR, 1981 Stadtschreiberin in Bad Harzburg und wurde beim Erzählerwettbewerb der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat ausgezeichnet. In den letzten Jahren widmet sie sich fast ausschließlich der Malerei. Geboren wurde die Künstlerin 1945 in Altweistriz/Schlesien. Nach der Vertreibung fand die Familie in Plettenberg im Sauerland eine neue Heimat. Nach dem Abitur in Fulda studierte Gabriele Hornig in Köln Philosophie, Kunstgeschichte, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften und besuchte die Europäische Akademie für Bildende Kunst in Trier. Anlässlich ihrer Ausstellung (gemeinsam mit Karin Flörshiem), „Wirklichkeit und Vorstellung“, die bis zum 9. Dezember im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus zu sehen ist, hat Franz Heinz ein Gespräch mit ihr geführt, das wir mit freundlicher Genehmigung der Beilage „Kontrapunkt“ des „West-Ost-Journals“ gekürzt entnehmen.

F. H.: *Frau Hornig, Sie sind Malerin, Journalistin und Schriftstellerin und haben in jedem dieser Bereiche Erfolge aufzuweisen. Nun scheint es so, als hätten Sie sich endgültig für die Malerei entschieden. Hat die Vielseitigkeit von Material und Form diese Entscheidung mitbestimmt?*

G. H.: Die Malerei ist für mich die schönste Möglichkeit, meiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Sie ist eine Form des Abtauchens in die eigene, selbstgeschaffene sichtbare

Welt. Wenn dabei Mitteilungen entstehen, so sind sie weniger für andere beabsichtigt – sie sind Ausdruck von Ideen und Gedanken, die mich gerade beschäftigen. Ich experimentiere gerne mit Materialien, Farben und Formen, fasse gerne an. Schreiben hat etwas Endgültiges. Wenn das Visuelle auf mich einen großen Eindruck ausübt, so hängt das vielleicht auch mit meinen 25 Jahren Fernseherfahrung zusammen. Die Schriftstellerei hat für mich zu viel mit Outing zu tun. Ich bewundere Friederike Mayröcker,



„Das Gemalte bin ich“, und die vor dem Gemälde ist sie: Gabriele Hornig vor ihrem Werk „Das Ziel“

Bild: Archiv

aber ich kann das nicht. Dennoch könnte ich mir vorstellen, eines Tages wieder zu schreiben. Journalistin zu sein ist spannend, aufregend, stressig und, je nachdem, wie engagiert man ist, auch gefährlich. Das Geschriebene ist allerdings schnell vergessen und bewirkt letztendlich wenig.

Werden in Ihren Texten, Filmen und Malereien dieselben Themen behandelt, oder unterscheiden sich diese kenntlich voneinander? Welchen Raum nimmt in Ihrem malerischen Werk die Abstraktion ein?

Überwiegend neutralisiert die Abstraktion in meinen Bildern. Sie kontrastiert oder ergänzt die Gegenständlichkeit in den Faltungen. Die Malerei – das bin ich, die bearbeiteten Faltungen sind die Hommage an das Andere oder die Anderen. Aus beidem entsteht eine Komposition, eine Integration, eine Aussage. Caspar David Friedrich sagt: „Ein Maler malt nicht, was er vor sich sieht, sondern was er in sich sieht. Wenn er aber nichts in sich sieht, dann soll er auch nicht malen, was er vor sich sieht.“ Die Themen in den Faltungen sind oft andere als in meinen Texten und Filmen, aber ohne mein Studium und meine journalistische Tätigkeit hätte ich viele Bilder nicht malen können.

Die Fachwelt wertet diese Faltungen in Ihren Bildern als formal-künstlerischen Aspekt und ebenso als aussagestarkes zusätzliches Element. Oft haben die Faltungen eine konkrete, erkennbare, auch zeitnahe Vorlage und wirken somit wie Manifeste. Ist Ihre Kunst politisch?

Mit den Faltungen in meiner Malerei kann ich nahezu alle Themen aufgreifen, auch politische, die aber sind eher die Ausnahme. Die Freilassung Nelson Mandelas, die Niederschlagung des Studentenaufstandes 1989 in China oder die Öffnung der ungarischen Westgrenze – das hat mich schon sehr berührt. Aber, wie Professor Zehnder einmal gesagt hat, ich male nicht schimpfend vor mich hin. Daß meine Bilder eine Aussage haben, hat sicher auch mit meiner eigenen Vergangenheit zu tun.

1995 hatten Sie Gelegenheit, als erste deutsche Künstlerin 30 Bilder im Zentralen Künstlerhaus in Moskau auszustellen. Wie kam es dazu, und wie nahe oder wie fremd wurde Ihre Bildwelt dort empfunden?

Einer meiner Galeristen hatte durch seine russische Ehefrau nach der Wende Kontakte nach Moskau geknüpft. Im Zentralen Künstlerhaus am Krimsky Val stellte er erstmalig Dalí und Ernst Fuchs aus. Das Moskauer Kunstpublikum – der Zugang zu zeitgenössischer westlicher Kunst war damals noch eher spärlich – reagierte begeistert. Das regte meinen Galeristen an, auch jüngere, weniger bekannte Künstler in Moskau auszustellen. So bekam ich eine Einzelausstellung, und die empfand ich als Sensation. Nie vorher haben so viele Menschen sich so viel Zeit gelassen, meine Bilder zu betrachten.

„Gib mir dein Bild, und ich mache dir mein Bild“ ist der Titel einer Aktion, mit der Sie Außenstehende zur aktiven Mitgestaltung von Kunst auffordern. Verbinden Sie damit ein kunstpädagogisches Anliegen oder doch eher eine kommerzielle Variante Ihrer Arbeit?

Mein Angebot ist nicht kunstpädagogisch. Die Idee dazu kam auch nicht von mir, sondern von einer Kunstliebhaberin. Sie sah bei Bekannten mein Bild „Können Sie sich auch keinen Picasso leisten?“ (Picasso-Vorlage als Faltung) und wünschte ein Bild mit Michelangelos Sixtinischer Kapelle als Faltung. Erworben hat sie dann auch noch das Bild „Christoph Columbus“, das ich zur 500-Jahr-Feier der Entdeckung Amerikas gemalt hatte. Anders wieder das Bild für eine Naturheilpraxis: In das Gemälde mit Ginkgo-Blättern habe ich Beipackzettel von Arzneimitteln gefaltet.

Dennoch sind solche Auftragsarbeiten eher die Ausnahme. Auch hier möchte ich frei bleiben, und für den Betrachter und potentiellen Käufer mag es, ebenso wie für mich, schöner sein, spontan zu sagen: Das Bild gefällt mir. (KK)

Welt(kriegs)bürger

Warum Harry Mulisch kein deutscher Schriftsteller war

Am 30. Oktober verstarb in Amsterdam im Alter von 83 Jahren der niederländische Schriftsteller Harry Mulisch, dessen Vater Sudetendeutscher war, an einem Krebsleiden. Der Autor, der mit seinen Romanen „Das Attentat“ (1982) und „Die Entdeckung des Himmels“ (1992) bekannt wurde, wuchs in Haarlem bei seinen Eltern auf, die 1926 geheiratet hatten und sich 1936 scheiden ließen. Er lebte dann zunächst bei seiner Mutter, die aus Frankfurt am Main stammte, und nach ihrem Umzug nach Amsterdam bei seinem Vater in Haarlem.

Der Vater Karl Viktor Kurt Mulisch stammte aus Gablonz, der Hauptstadt der sudetendeutschen Glasindustrie, die nach 1945 in Kaufbeuren neu begründet wurde, war bis 1918 Offizier im österreichischen Heer und wanderte nach dem Ersten Weltkrieg in die Niederlande aus. Während der deutschen Besatzungszeit 1940/45 war er Personaldirektor der Liro-Bank in Amsterdam, die für die Verwaltung des konfiszierten Eigentums

verfolgter Juden zuständig war. In dieser Position konnte er seine jüdische Exfrau und seinen halbjüdischen Sohn vor der Verschleppung in ein Konzentrationslager und der Vernichtung retten. Nach dem Krieg wurde er für seine Tätigkeit mit drei Jahren Internierungslager bestraft. Harry Mulischs Großmutter und seine Urgroßmutter wurden im Konzentrationslager Sobibor ermordet.

Harry Mulischs schriftstellerisches Werk, das aus rund 70 Büchern besteht, ist durch das Spannungsverhältnis zwischen rassistischer Verfolgung (über die Mutter) und Kollaboration mit den Nationalsozialisten (über den Vater) geprägt. So war er auch 1961 Berichterstatter im Prozeß gegen Adolf Eichmann in Jerusalem und veröffentlichte darüber 1962 die Reportage „Strafsache 40/61“. Er wurde 1957 mit dem Anne-Frank-Preis, 1978 mit dem Niederländischen Staatspreis für Literatur und 2002 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

KK-Notizbuch

Zum 40. Todestag von **Johannes Urzidil**, einem der bedeutendsten und interessantesten in Prag geborenen deutschsprachigen Schriftsteller, präsentiert das **Deutsche Kulturforum östliches Europa** das „Lesebuch“ von Klaus Johann und Vera Schneider mit dem Titel „HinterNational“ am 18. November im **Prager Literaturhaus deutschsprachiger Autoren**. Die Herausgeber werden gemeinsam mit dem Urzidil-Kenner Gerhard Trapp sein Leben und Werk in einem multimedialen Vortrag vorstellen.

Der Senat der **Ermländisch-Masurischen Universität** in Allenstein/Olsztyn hat **Siegfried Lenz** mit dem Goldenen Lorbeer ausgezeichnet. Die Auszeichnung soll dem „Masuren in Hamburg“ während eines Besuches in Allenstein übergeben werden. Eingeladen wurde er durch die Kulturgemeinschaft „Borussia“. Auf ein Treffen mit Siegfried Lenz hofft auch seine Heimatstadt **Lyck**, die ihn zum Ehrenbürger ernannt hat.

Vom 19. bis zum 21. November veranstaltet die **Academia Baltica**, Lübeck, eine

deutsch-polnische Begegnung in Bad Malente mit dem Thema „Westwärts – **Migranten aus Polen in Deutschland**“. Informationen unter www.academia.baltica.de und Telefon 04 51 / 3 96 94 - 11.

„**Oswald Malura** (1906–2003) – Ein Leben in Bildern“ präsentiert das **Haus Schlesien** in Königswinter-Heisterbacherrott bis zum 2. Januar 2011. Es ist eine

reiche Werkschau mit Bildern aus allen Schaffensperioden des in Boleslau, Oberschlesien, geborenen Künstlers.

Die **Fagus-Galerie** in Alfeld zeigt bis zum 31. Dezember „Bild-Zeichen“ des gebürtigen Banaters **Franz Kumher**.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre zwanzigtäglich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de

